

Die Entwirrung des „Gordischen Knotens“ Zum Konzept einer Altstadt-Universität von Wolfgang Radlegger

100

Es ist nicht einfach, sich an Dinge zu erinnern, die zum Teil über 30 Jahre zurückliegen, vor allem, wenn man nicht viele Unterlagen zur Verfügung hat. Ich will dennoch den Versuch unternehmen, Überlegungen und Entwicklungen nachzuvollziehen, die am Beginn des Konzeptes einer „Altstadt-Universität“ standen.

Meine Beschäftigung mit dem Thema „Altstadt-Universität“ und den ergänzenden Neu- und Ersatzbauten begann im Mai 1979, also 17 Jahre nach der Wiederbegründung der Salzburger Universität. Ich war, als Folge des Wahlergebnisses, soeben zum Mitglied der Salzburger Landesregierung gewählt worden und bekam nach langen Verhandlungen über die Ressortaufteilung einen völlig neuen Aufgabenbereich übertragen. Die ÖVP hatte ein Mitglied der Salzburger Landesregierung eingebüßt, und die SPÖ eben dieses hinzu gewonnen.

Die Verhandlungen zur Neubildung der Landesregierung waren zäh. Die ÖVP wollte auf das Finanzressort nicht verzichten, das der bisherige Landesrat innehatte. Also formte man aus den verschiedensten Aufgabenbereichen der verbliebenen Regierungsmitglieder ein neues Ressort. Die gewissermaßen der Not entsprungene Idee, die wesentlichen Bauagenden – vom Hochbau des Bundes wie des Landes Salzburg über den Siedlungswasserbau bis hin zum Wohnbau – in eine Hand zu legen und diese dem „Neuen“ zu übertragen, hatte zur positiven Folge, dass die Bauagenden erstmals konzentriert zusammengefasst waren und nicht mehr wie bisher Appendices der eigentlichen Hauptressorts darstellten.

Es war mir bewusst, dass die großen Aufgaben, die vor allem im Universitätsbereich auf uns warteten, nur im Geist der Kooperation und des gegenseitigen Vertrauens zu bewältigen waren. Ich konnte den leitenden Herren der Beamtenschaft bald deutlich machen, dass mir an einer Funktionsteilung sehr gelegen war. Ich wollte der Universitäts-Idee den politischen Weg ebnen, mich aber so wenig wie möglich in die fachspezifischen Gegebenheiten einmischen. Ich bin noch heute überzeugt, dass diese Zusammenarbeit wesentlich dazu beigetragen hat, dass wir mit dem Unipark Nonntal nun am vorläufigen Ende des

Weges stehen und uns über die „Altstadt-Universität“ freuen dürfen, die vor ebenfalls 17 Jahren mit der Übergabe der Kapitelhäuser realisiert war. Zunächst schien mir die Aufgabe als ein unentwirrbarer „Gordischer Knoten“.

Standortsuche

Als die Salzburger Universität 1962 durch ein Bundesgesetz wiedererrichtet war (und zwei Jahre später den Vorlesungsbetrieb aufnahm), begann man mit der Restaurierung bzw. dem Umbau von Altstadtteilen für universitäre Zwecke. Das betraf zuerst den Wallstrakt der Residenz an der Franziskanergasse. Zwischen 1974 und 1982 folgten umfangreiche Umbauten im sogenannten Studiengebäude, dem Sitz der 1622 gegründeten Universität. Die Wiedererrichtung der Universität entsprach einem alten Wunsch Salzburgs und war durch die Tatsache begünstigt worden, dass an die Spitze der österreichischen Bundesregierung inzwischen der langjährige Landeshauptmann von Salzburg, Josef Klaus, getreten war. Der rechtlichen Konzeption musste die praktische Realisierung folgen. So wurde zunächst die Standortsuche aufgenommen. Man sprach vorerst von einer „City-Universität“, unter der man eine weitgehende Integration der Universität in die Stadt verstand. Jedoch kam es bald zu einer Reihe von anderen Ideen, die in den Vorschlag mündeten, eine komplette Universitätsanlage außerhalb des Stadtkerns zu errichten. „Campus-Universität“ war der damals geläufige Begriff dafür. Allerdings fand zunächst keine dieser Ideen Anklang, eine Anlage zwischen Alpenstraße und Hellbrunner Allee nicht, auch nicht der Standort im Nonntal beim Krauthügel. Jahre vergingen, bis man sich auf den Standort Freisaal einigte und beinahe ein Jahrzehnt nach der Wiederbegründung der Universität einen Architektenwettbewerb für den Neubau einer Philosophischen Fakultät ausschrieb.

Wenn ich mich recht erinnere, sollte der gewaltige Baukörper auch noch um das Landessportzentrum erweitert werden, das aber letztendlich in Rif bei Hallein errichtet worden ist und heute ebenfalls universitären Ausbildungszwecken dient. Sehr bald setzten Widerstände gegen das Ausmaß der Verbauung ein – die gesamte heute unverbaute Grünfläche in Freisaal wäre dabei in Anspruch genommen worden.

Dies führte zum Wiederaufgreifen der Idee einer „Altstadt-Universität“, die vor allem vom Salzburger Architekten Otto Prossinger und seinem Mitarbeiter Martin Windisch propagiert wurde. Es war gleichsam die Rückkehr zum Ursprünglichen, nämlich zur Idee der „City-Universi-

tät“; so sah es in jener Zeit auch Karl Heinz Ritschel in einem Leitartikel der „Salzburger Nachrichten“.

Die Grundüberlegung war, die Geisteswissenschaften sowie die Juridische Fakultät und zentrale Einrichtungen der Universität in der Altstadt unterzubringen und auf einer wesentlich kleineren Fläche in Freisaal lediglich den Neubau für die Naturwissenschaften zu errichten. Nachdem für dieses Konzept auch die alte Gewerbeschule, der Toskana-Trakt der Residenz und die Kapitelhäuser benötigt wurden, mussten für die in diesen Gebäuden untergebrachten Institutionen – die Höhere Technische Bundeslehranstalt, die Bundespolizeidirektion und die Finanzlandesdirektion samt angeschlossenen Ämtern – neue Standorte gesucht und Neubauten realisiert werden.

Faszinierendes Gesamtkonzept mit vielen Hindernissen

Dieses Konzept bestach durch gleich mehrere Punkte; zunächst einmal durch kurze Wege, die die einzelnen Institute verbinden sollten. Das alte Universitätsgebäude, der Wallis-Trakt der Universität, der Toskana-Trakt der Residenz, die Kapitelhäuser, die Gewerbeschule an der Salzach, das Musikwissenschaftliche Institut am Mozartplatz sowie das Institut für Kunstgeschichte in der Neuen Residenz lagen in einem engen Radius, der über den Kern der Altstadt nicht hinausging. Dies sollte die Diasporasituation beenden, die die Struktur der Universität vom Bahnhof über die Lasserstraße in die Altstadt und hinaus in die Akademiestraße bis dahin geprägt hatte.

Zum Zweiten war es eine faszinierende Idee, jene bau- und kulturhistorisch wertvollen Gebäude in der Altstadt, die aufgrund ihrer Verwendung als Amtsgebäude zum Teil erheblich gelitten hatten, zu revitalisieren, ihre kunsthistorischen Schätze offenzulegen und nicht nur dem studentischen Publikum zu öffnen. Nicht umsonst war damals von der Vision einer „offenen Universität“ die Rede.

Zum Dritten bot das Konzept die Möglichkeit, für die genannten Ämter und Behörden, aber auch für die Schüler der Höheren Technischen Bundeslehranstalt neue und den zeitgemäßen Anforderungen entsprechende Bauten zu errichten.

Bis dahin sollte es aber ein langer und mühevoller Weg werden. Denn so faszinierend die Idee war, so viele Hindernisse gab es zu überwinden. Für die Polizeidirektion war zwar ein Standort an der Alpenstraße gefunden, der Wettbewerb für das Projekt endete allerdings mit einem Proteststurm, denn die viel zu dichte Verbauung und der kasernenarti-



ge Charakter erinnerte eher an den „Obrigkeitsstaat“ als an eine bürger-nahe Polizei in einem pluralistischen Gemeinwesen.

Für die Höhere Technische Bundeslehranstalt gab es bereits einen Standort an der Moosstraße, auf den sogenannten „Rosittengründen“, doch wurde von der Stadtplanung gegen dieses Projekt mit Recht eingewendet, dass der große Strom an Schülern, der frühmorgens am Bahnhof ankommt, quer durch die Stadt hätte gelenkt werden müssen und sich daher ein Standort im Norden, also in Itzling, empfahl.

Auch für die Finanzlandesdirektion war ein Standort gefunden. Der Bund hatte mittlerweile die Grundstücke des ehemaligen „Mayr-Melnhofischen Marmorwerks“ in der Nähe des Volksgartens aufgekauft, doch kündigten sich auch dort massive Widerstände gegen die Bebauung an, da manche Anrainer der Meinung waren, der Bund könne es Kaiser Franz Joseph gleichtun und das Grundstück der Bevölkerung als Park widmen anstatt eine „Tintenburg“ zu errichten. Dass dieser Wunsch realitätsfern war, weil die Republik Österreich gerade mehr als 100 Millionen Schilling für den Erwerb des Grundstücks ausgegeben hatte, machte die Gespräche nicht einfacher.

105 Was die Naturwissenschaftliche Fakultät anlangte, war man sich zwar einig, dass ein Architektenteam aus den ersten und zweiten Preisträgern des ursprünglichen Großprojekts – **zum einen Ekhard, Hübner Ladstätter und Marschalek, zum anderen Wilhelm Holzbauer** – nun eine wesentlich „abgespecktes“ Projekt erarbeiten sollte. Aber das war im Wesentlichen alles, worüber Übereinstimmung herrschte.

Wie finanziert man „Jahrhundertbauten“?

Bald hatten die Medien diesem Vorhaben das Attribut „Jahrhundertbauten“ verliehen, was zumindest insofern stimmte, als seit der Zeit Wolf Dietrichs keine Bauten dieser Größenordnung errichtet worden waren. Aber war dieses ehrgeizige Gesamtprojekt überhaupt zu finanzieren?

Ich erachtete es als vordringliche Maßnahme, diesem Großvorhaben über die ihm entgegengebrachte freundliche Zustimmung hinaus verbindlichen Charakter zu geben. Dazu war das Einvernehmen mit einer Reihe von Ministerien herzustellen: mit dem Ministerium für Wissenschaft und Forschung, dem Finanzministerium, dem Ministerium für Bauten und Technik, dem Innenministerium und schließlich mit dem Ministerium für Unterricht und Kunst. Zugute kam mir in diesem Fall eine ausgezeichnete Beziehung zu Bundeskanzler Dr. Bruno Kreisky.

Ich konnte ihn daher bitten, seine für die Verwirklichung dieses Vorhabens nötige Autorität einzusetzen und das Interesse der Republik an der Realisierung des Gesamtvorhabens den Ministern gegenüber deutlich zu machen. Er ließ sich die Grundzüge des Konzeptes schildern, und war beeindruckt von der Idee, die herrlichen Gebäude der Altstadt, die er von manchem Spaziergang kannte, für die Universität zu nutzen. So kam es am 4. Oktober 1979 unter dem Vorsitz von Kreisky zu einer Aussprache mit der Bundesregierung, an welcher Landeshauptmann Wilfried Haslauer und ich teilnahmen. Das wichtigste Ergebnis, das ich mir zwar erträumt, aber kaum zu erhoffen gewagt hatte, war, dass der Bund das Konzept in seiner Gesamtheit anerkannte. Das bedeutete zugleich die Zustimmung zu den weiteren Planungsmaßnahmen. Damit war nach jahrelangem Ringen um Standorte eine Entscheidung sowie eine erste prinzipielle Finanzierungszusage zugunsten der „Altstadt-Universität“ und mit ihr für die Neu- und Ersatzbauten gefallen. Es dauerte zwar noch bis in den Juli 1980, aber Salzburg konnte dann insofern einen großen Erfolg feiern, als der Ministerrat das Investitionsprogramm der Neu- und Ersatzbauten der Universität mit einem vorläufigen Finanzierungsrahmen von drei Milliarden Schilling (reine Baukosten ohne Finanzierungskosten) genehmigte. Rückblickend lässt sich sagen: Ohne die massive Unterstützung der beiden Bundeskanzler der 1960er und 1970er Jahre, Josef Klaus und Bruno Kreisky, wäre die Universität Salzburg in ihrer heutigen Form nicht oder verzögert zustande gekommen.

Ein Konzept für die Bauabwicklung

Mit der finanziellen Zusage nach Hause gekommen, machte ich mich an die Konzeption des Ablaufs. Es erschien mir nicht sinnvoll, für das in relativ kurzer Zeit zu realisierende Großvorhaben den dafür nicht gerüsteten Beamtenapparat auszudehnen. Vielmehr sollte es eine „Bauträger-Gesellschaft“ geben, die unter dem Namen „SABAG“ 1981 auch gegründet wurde. Ihre Aufgabe war nun die Bauabwicklung der Naturwissenschaftlichen Fakultät, der Bundespolizeidirektion und schlussendlich auch der Finanzlandesdirektion. Der Neubau der Höheren Technischen Bundeslehranstalt und ein Teil der Altstadtadaptierungen hingegen konnten über die Bauabteilung des Landes abgewickelt werden. Die Bauträger-Gesellschaft selbst, der Stadt und Land Salzburg sowie Finanzierungsinstitute aus dem Raiffeisen- und dem Sparkassenbereich als Gesellschafter beitraten, sollte sich meiner Überzeugung nach

bei der Durchführung ihrer Aufgaben ebenfalls nicht eines großen Apparates bedienen, sondern Partner im Ausschreibungsweg gewinnen. Diese wurden in einem sehr selektiven Prozess im Schweizer Unternehmen „Suter & Suter“ sowie im Innsbrucker Planungsbüro „Achanhammer & Tritthart“ gefunden.

Die Geschichte erstaunt immer wieder mit Zufällen: Der Tag der Eröffnung der Naturwissenschaftlichen Fakultät fiel fast auf den Tag mit einer wichtigen historischen Zäsur unserer Universität zusammen: Am 1. Oktober des Jahres 1962, also 24 Jahre vor der Eröffnung, wurde die Universität Salzburg wieder begründet.

Ich habe die Jahre zwischen 1982 und 1986 bewusst ausgegrenzt, wenngleich mir so manche Einzelheit in Erinnerung kommt, die in dieser Bauphase für Aufregung sorgte. Einmal war es ein Wassereintritt mit einem allerdings minimalen Schaden, der auch durch die Versicherung gedeckt war und dennoch kritische Reportagen im Fernsehen zur Folge hatte, das andere Mal war es der Aufstand der Anrainer gegen ein geplantes Kanalabflussrohr quer durch die Wiese von Freisaal, in dem sich der engagierte Bäckermeister Richard Hörl mit einem „sanften“ Vorschlag gegen alle sogenannten Experten der Abwasserbeseitigung durchsetzte.

Einer der größten Hochschulbauten der Zweiten Republik

Die Naturwissenschaftliche Fakultät gehört zu den größten Hochschulbauten der Zweiten Republik. 284.000 m³ umbauter Raum, eine Nutzfläche von 69.000 m², eine Bauzeit vom Frühjahr 1982 bis Herbst 1986 sowie die runde Baukostensumme von 1,1 Milliarden Schilling für Gebäude und Landschaftsgestaltung belegen dies. Heute gestehen auch die seinerzeitigen Verfechter einer „großen Freisaal-Lösung“ ein, dass sich die unfreiwillige Selbstbeschränkung gelohnt hat. Die Naturwissenschaftliche Fakultät hat als Bauwerk über die Salzburger Landesgrenzen hinaus Anerkennung gefunden. Sie setzt nicht nur in der Baukunst einen wichtigen Akzent, sondern erfüllt auch auf bemerkenswerte Weise die an sie gestellten Aufgaben. Friedrich Achleitner meinte, dass auch die sogenannten „Jahrhundertbauten“ einer Stadt nicht aus ihrem kulturellen Kontext herausfallen müssen, ja dass es möglich sei, die Herausforderung eines von der Geschichte so stark geprägten Ortes wie Salzburg anzunehmen. Oder anders ausgedrückt: Auch solche Städte haben die Chance, für die Gegenwart impulsgebend zu wirken. Der Architekturpreis des Jahres 1986 an die Architekten war ein sichtbares

Zeichen der Anerkennung auch bei den Kritikern.

Heftige Kritik am Projekt Bundespolizeidirektion

Über die Widerstände, die das Projekt der Bundespolizeidirektion, deren Standort zwar nicht in Frage gestellt war, provoziert hatte, habe ich eingangs bereits berichtet. Werner Thuswaldner fasste sie in einem Artikel am Vorweihnachtstag 1978 in den „Salzburger Nachrichten“ treffend zusammen: „Die Räume links und rechts aneinandergereiht, dazwischen ein Korridor gelegt, und das Ganze auf 4 Geschossen wiederholt, ergibt wie von selbst eine Tintenburg, gegen die funktionell womöglich wenig einzuwenden ist, und vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt aus ist wahrscheinlich auch nichts zu sagen. Vielleicht ist das Ergebnis sogar eine gute Polizeidirektion, weil, wie man hört, entscheidend in das Gewicht fällt, dass das Gebäude gut gegen Terroristen verteidigt werden kann. Befragt man die Ausschreibung nach dem geistigen Hintergrund der Aufgabe, nach dem Selbstverständnis der Institution, die hier ihren architektonischen Ausdruck erhalten soll, erhält man keine Antwort. Fragt man, wie die Polizei ihr Verhältnis zur Bevölkerung gestaltet sehen möchte, sucht man vergeblich. Die Frage, wie Hunderte von Besuchern, Ansuchende, Fragende, Bittende, nicht nur Straffällige und Verbrecher das Gebäude erleben werden, erscheint unwesentlich.“

Die auch von Vertretern der Stadt Salzburg geäußerte Kritik veranlasste mich, noch 1979 zu einer Enquete einzuladen, die schließlich zu einer völligen Neuplanung führte. Erleichtert wurde dies durch das Einvernehmen mit dem Innenminister, eine Ausgliederung des Landesgendarmeriekommandos und der Sicherheitsdirektion vorzunehmen und so die Baumasse um immerhin ein Sechstel zu verringern. Nicht einmal ein Jahr später wurden in einer weiteren Enquete drei Varianten vorgestellt, wobei alle als entscheidendes Abrücken vom ursprünglichen Planungsvorhaben begrüßt wurden. Die bald darauf erfolgte öffentliche Diskussion an Hand der Modelle brachte den Durchbruch zugunsten jenes Projektes, das verwirklicht wurde. Sicherlich ist dieses Bauvorhaben nicht auf einhellige Zustimmung gestoßen, doch ich glaube, dass wir gerade an diesem Beispiel viel gelernt haben. Wie entscheidend sich das Projekt verändert hat, zeigt die Stellungnahme eines der massivsten Kritiker des ursprünglichen Wettbewerbsergebnisses, nämlich Christian Walderdorff von der Bürgerinitiative „Schützt Salzburger Landschaft“: „Städtebaulich zeigt sich der Vorentwurf gegenüber dem

108

von der Bürgerschaft und Gemeinde einhellig abgelehnten 1. Preis stark verbessert. Selbst die bei einer Polizeidirektion wohl unvermeidliche Massigkeit des Hauptkörpers ist optisch durch zwei Vorkehrungen sehr gemildert: Das Gebäude steht zur Alpenstraße über Eck und öffnet sich in der Art, dass die Sichtbeziehung zur Festung vom Süden her erhalten bleibt; das nimmt dem Gesamtkomplex seine Wucht und Monotonie.“ Mit dieser zweiten Präsentation war der Durchbruch zu einem akzeptablen Projekt geschafft, und wir konnten den Wettlauf mit der Zeit beginnen, denn die Realisierung selbst musste in zwei Phasen geteilt werden. Bauteil 1 wurde vorgezogen, um in Freisaal jene Dienststellen absiedeln zu können, die dem Neubau der Naturwissenschaftlichen Fakultät weichen mussten. Als am 15. März 1982 der Beginn der Bauarbeiten erfolgte, lagen aber auch sehr viele Gespräche hinter mir, die mit dem Bau selbst, also mit seiner architektonischen Konzeption und mit seiner Finanzierung nur mittelbar zu tun hatten, denn der „Stadtverein“ hatte bis zuletzt versucht, wenigstens einen Teil der Polizeidienststellen in der Altstadt zu halten, da er eine weitere Verringerung des Besucherstroms und damit einen Abfluss von Kaufkraft aus der Altstadt befürchtete. Es kam schließlich zu einem mühevoll ausgehandelten Kompromiss mit dem Innenminister, demzufolge in der Altstadt eine Bürgerservicestelle der Polizeidirektion **errichtet wurde**.

109

Wohin mit der Höheren Technischen Bundeslehranstalt?

Ein besonders schwieriges Kapitel war die Höhere Technische Bundeslehranstalt. Ich habe bereits erwähnt, dass es für sie sowohl einen Standort als auch ein fertiges Projekt auf den Rosittengründen gab. Die Einwände der Stadtplanung schienen mir schlüssig, und so überlegte ich, ob es nicht einen neuen Standort im Norden der Stadt geben könnte. Wenn ich mich richtig erinnere, war es der damalige für die Stadtplanung zuständige Vizebürgermeister **Steiner**, der mir den Hinweis auf eine große Grünfläche gab, die im Besitz eines bekannten Salzburger Unternehmens stand. Dessen Absicht war es, dieses Grundstück an mehrere gemeinnützige Wohnbaugesellschaften zu verkaufen, um sozialen Wohnbau zu errichten. Ich befand mich in einem zweifachen Dilemma. Einerseits war ich auch für den Wohnbau zuständig und wusste um den großen Bedarf an geförderten Wohnungen in der Stadt Salzburg. Andererseits bedrängte mich der Elternverein der Höheren Technischen Bundeslehranstalt, mit der Errichtung des Projektes auf den Rosittengründen zu beginnen, weil man nicht ganz ohne Grund

befürchtete, eine neuerliche Diskussion könnte zu weiteren unabsehbaren Verzögerungen führen.

In der Folge wurde das Standortproblem zwar gelöst, doch bedeutete dies, dass sich das alte Projekt nicht einfach von den Rosittengründen auf Itzling übertragen ließ. Zugleich musste sichergestellt werden, auf den Rosittengründen die dringend benötigten Wohnungen zu bauen. Dem Bundesministerium für Bauten und Technik musste klargemacht werden, dass es das im Süden der Stadt erworbene Grundstück billiger abgeben muss, als Kosten für den Neuerwerb in Itzling entstanden. Wenn ich mich richtig erinnere, war es eine Differenz von etwa 30 Millionen Schilling. Und noch etwas kam hinzu, was sich aus der Budgettechnik des Bundes erklärt: Wenn die Republik Österreich Grundstücke verkauft, so fließt der Ertrag dem Finanzministerium zu, während für den Ankauf von Grundstücken das Budget des Bautenministers erhalten muss. So einfach das heute klingt, so schwer war damals ein Konsens zu finden. Schließlich gelang es mir, in einer Reihe von persönlichen Gesprächen mit den Ministern eine Lösung herbeizuführen. Dem Baubeginn stand beinahe nichts mehr im Weg. Beinahe deshalb, weil die Salzburger Bürgerinitiativen die Ausschreibung eines Wettbewerbs für das neue Itzlinger Projekt forderten, was bedeutet hätte, dass das für die Rosittengründe beauftragte Architektenteam für den verlorenen Planungsauftrag entschädigt hätte werden müssen, wofür aber eine Zustimmung des Bundes nicht zu erwarten war. Dass wir auf den Rosittengründen schließlich 400 Wohnungen übergeben konnten, gehört für mich zu den erfreulichsten Erinnerungen an jene Zeit.

Der damalige Sprecher der Vereinigten Bürgerinitiativen Salzburgs, Johannes Voggenhuber, kündigte entschiedenen Widerstand gegen meine pragmatische Entscheidung an, das bereits beauftragte Architektenteam auch für die Neuplanung heranzuziehen. Natürlich wäre auch mir ein Architektenwettbewerb lieber gewesen, aber ich wusste, dass das Vorhaben dann scheitern würde, und gerade das wollte ich nicht riskieren. So nahm ich diesen Schönheitsfehler in Kauf, was meine Gesprächsbasis zu Johannes Voggenhuber nicht verbesserte. An meiner persönlichen Sympathie für Johannes Voggenhuber hatte sich dadurch aber nichts geändert, denn ich hielt ihn für einen engagierten und versierten Verfechter wichtiger Ideen für Salzburg. Voggenhuber hatte einen wichtigen Platz und eine wichtige Aufgabe in dieser Stadt inne, und er trug maßgeblich dazu bei, Bauen wieder als kulturelle Aufgabe zu verstehen.

110

Proteste gegen die Finanzlandesdirektion

Auch beim dritten der großen Ersatzbauten, dem Neubau für die Finanzlandesdirektion, war die Standortwahl ein sehr heikler Punkt. Ich habe bereits erwähnt, dass zu Beginn des Jahres 1979 die Republik Österreich in einer Art „Geheimaktion“ das Grundstück der „Mayr-Melnhofschen Marmorwerke“ erworben hatte. Ursprünglich hatte **Mayr-Melnhof** die Absicht gehabt, auf diesem Grundstück Wohnbauten zu errichten, doch die angestrebte Verbauungsdichte hatte schon in den Jahren zuvor massive Bürgerproteste hervorgerufen. Diese lebten sofort wieder auf, als bekannt wurde, dass auf diesem Areal die Finanzlandesdirektion errichtet werden sollte. Aber es gab auch Proteste aus anderer Richtung, von den Innenstadtkaufleuten und dem „Stadtverein“. So wie bei der Absiedlung der Bundespolizeidirektion wurde auch bei den Finanzbehörden eine Verminderung der Kaufkraft in der Altstadt befürchtet und daher vehement ein anderer Standort befürwortet. Als Alternative bot sich ein Areal **im Stadtteil** Riedenburg an, das jedoch den Nachteil hatte, eine nur wesentlich geringere Baumasse unterzubringen. Folge wäre gewesen, dass ein Teil der Finanzbehörden in der Altstadt hätte verbleiben müssen, was wiederum die Realisierung des Uniprojekts gefährdet hätte, denn in diesem Fall wären die Kapitelhäuser nicht zur Gänze zur Verfügung gestanden.

111

Letztendlich konnte ich mich mit dem Standort Aigen durchsetzen. Und so kam es im Juni 1980 zu einer Publikumsdiskussion, an der 350 SalzburgerInnen teilnahmen. Eines der Ergebnisse war es, die Nutzfläche deutlich zu reduzieren und damit die Baumasse zu vermindern. Die öffentliche Präsentation der Bebauungsstudien fand großes Interesse. Rund 2.500 Besucher wurden an 19 Ausstellungstagen registriert. Als nächste Planungsstufe wurde im Herbst des Jahres 1980 ein baukünstlerischer Wettbewerb vorbereitet und ausgeschrieben. Ich hatte mir eine Neuerung vorgenommen, die allerdings auf entschiedenen Widerstand der Architektenkammer stieß. Ich wollte, dass die zur Entscheidung berufene Jury sich zunächst einer Publikumsdiskussion stellt, um eine Stimmungsbild zu erhalten. Letztendlich gelang es auch hier, einen Kompromiss zu finden. Mit **der vierten** Publikumsdiskussion ging ein Planungsprozess in die Endrunde, der in dieser Form für Österreich einmalig war und auf dessen Ergebnis ich stolz bin. Es war ausgerechnet ein **Wiener Architekt???**, der in meinen Augen am besten erfasst hatte, wie diese schwierige Bauaufgabe in Aigen zu bewältigen und dabei zugleich die Vorstellungen der Anrainer am optimalsten zu

berücksichtigen seien.

Architektur mit Mut zum Neuen

Das von Architekt **Neumann** und seinen Mitarbeitern gestaltete Projekt zeichnete sich durch terrassenförmige Abzonung zu den Nachbarobjekten und durch die Anpassung an die vorhandenen Gesimshöhen aus, wobei die Hauptbaukörper brückenförmig verbunden waren. Der gesamte Baumbestand sollte erhalten werden, und auch eine Öffnung des zentralen Vorplatzes zur Aulandschaft hin war gewährleistet. Ein geschwungener Gehweg sollte von der Busstation über den Vorplatz der Ämter zum Volksgarten führen.

Somit war auch den Anrainern gedient, denn neben der wesentlich geringeren Baumasse kam ihnen entgegen, dass Ämter mit publikumsintensivem Charakter zwar tagsüber frequentiert werden, aber in den Abendstunden wie auch an Sonn- und Feiertagen eine Insel der Ruhe sind.

Die Fertigstellung der Finanzlandesdirektion beschloss den ersten Teil eines Weges, der grundlegende Strukturen in der Stadt Salzburg veränderte. Sie war der Schlussstein der Universitäts-Ersatzbauten und eröffnete damit alle im Konzept festgehaltenen Möglichkeiten der Unterbringung der Universität in der Altstadt. Die Übergabe des ersten Objektes, nämlich der ursprünglichen Gewerbeschule an vier Institute der Geisteswissenschaftlichen Fakultät, habe ich nicht mehr in meiner aktiven Amtszeit erlebt. Aber zehn Jahre lang hatte die Altstadt-Universität das Herzstück meiner Aufgaben in der Landesregierung gebildet.

Streitpunkt Tiefgarage

Die Planungsgeschichte der alten Gewerbeschule hatte mich die Jahre davor viel Zeit und Nerven gekostet. Im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen stand weniger die Architektur, denn das Jahrhundertwende-Gebäude sollte vollkommen erhalten und lediglich anstelle der aus den 1930er Jahren stammenden Anbauten um einen Neubau ergänzt werden. In diesem Fall ging es um Verkehrsfragen. Am Beginn der 1980er Jahre kam es zu hitzigen Auseinandersetzungen zwischen der „Salzburger Innenstadtgenossenschaft“, Verkehrsexperten, Politikern und Vertretern der Universität. Der Grund war eine geplante Garage unter der alten Gewerbeschule und den dazugehörigen Bauten. Im Kontext der Errichtung der Fußgängerzone in der Altstadt und dem Bau der Mönchsberggarage wurde Jahre davor das politische Versprechen für

eine weitere Garage im Süden der Altstadt gegeben. Die **Parkraumbe-**wirtschaftung der Basteigasse und des Kajetanerplatzes war nur als Provisorium bis zur Errichtung der versprochenen Garage gedacht. Aus heutiger Sicht betrachtet, zeichnet auch dieses Provisorium jene Langlebigkeit aus, die Provisorien in Österreich allgemein attestiert wird.

So gab es die Überlegung, unter der Gewerbeschule anstelle der für die Universität vorgesehenen 120 Stellplätze eine Tiefgarage mit 350 Parkplätzen zu errichten. Gegen dieses Vorhaben der „Innenstadtgenossenschaft“ kamen massive Einwände von der „Salzburger Bürgerliste“, aber schließlich auch von den künftigen Nutzern der Universität.

Diese Einwände und große Bedenken des ursprünglich positiv eingestellten Verkehrsplaners haben mich veranlasst, die Idee dieser Garage zur Grabe zu tragen, um die weitere Umsetzung der Altstadt-Universität nicht zu behindern.

Mittlerweile war die Höhere Technische Bundeslehranstalt aus der alten Gewerbeschule in ihr neues Haus in Itzling umgezogen. Im April 1986 konnte die Bauverhandlung stattfinden, und die Bauzeit wurde von der mit der Durchführung beauftragten Bauträger-Gesellschaft mit 26 Monaten vorgegeben. Am 14. Dezember 1988 konnte ich die programmgemäße Fertigstellung des neuen Universitätshauses bekanntgeben. Anlässlich der offiziellen Übergabe an die neuen Nutzer schrieb Manfred Perterer in den „Salzburger Nachrichten“, dass die Symbiose aus Alt und Neu gelungen sei. „Möge sich dies befruchtend auf die universitäre Arbeit auswirken“, setzte er hinzu.

Zu Unrecht im Schatten der großen Debatte über die Altstadt-Universität stand in dieser Zeit der Umbau des **Max-Gandolph-Flügels und der ehemaligen Hofbibliothek** im Neugebäude der Residenz. Im Jahr 1985 hatte die Post- und Telegraphen-Verwaltung die Räumlichkeiten im Süd- und Westtrakt des Neugebäudes verlassen, die bis dahin als Relaisstationen des Wählamtes genutzt worden waren, wodurch sich dieser herrliche und nur wenigen Salzburgern bekannte Trakt der Residenz für die Zwecke der Universität adaptieren ließ. Dass damit für Salzburg auch ein zusätzlicher repräsentativer Veranstaltungs- und Festsaal, die Max-Gandolph-Bibliothek, gewonnen war, sei am Rande erwähnt.

Ein langer Weg von der Idee zur Verwirklichung

Der zähleibige Charakter von Provisorien lässt sich auch an einem anderen Beispiel recht eindrucksvoll demonstrieren. Mitte der 1960er Jahre war die alte Schuhfabrik in der Weiserstraße für die Juristen mit

dem Versprechen adaptiert worden, dass dies eine Übergangslösung sei und man binnen kurzer Frist für eine adäquate Unterbringung sorgen werde. Letztendlich währte die Übergangslösung über ein Vierteljahrhundert, aber mit dem Einzug in den Toskanatrakt gilt die Juridische Fakultät mit ihren wunderbaren Höfen, den faszinierenden Durch- und Einblicken in wiederhergestellte Kostbarkeiten, der „Sala terrena“, reich stuckierten Wendeltreppen und der sensationellen Landkartengalerie vielen als die schönste Europas.

Auch hier war der Weg von der Idee bis zur Verwirklichung lang und von vielen Diskussionen begleitet. Als wir uns bereits am Ziel – und das war nach dem Prinzip der kleinen Schritte der Baubeginn – wähten, war das Projekt der Altstadt-Universität in diesem Kernbereich noch einmal ernsthaft gefährdet. Es war ausgerechnet ein Salzburger Journalist, der durch Jahre hindurch als Protagonist der Altstadt-Universitätsidee aufgetreten war und Mitte der 1980er Jahre plötzlich umschwenkte. Karl Heinz Ritschel, der Chefredakteur der „Salzburger Nachrichten“, stellte in einem Leitartikel unter dem Titel „Denken wird man wohl dürfen“ zur Diskussion, im Toskanatrakt anstelle der Juristen ein Landeskundliches Museum unterzubringen. Die Auseinandersetzung über die Nutzung war damit voll entbrannt. Weil „das Bessere der Feind des Guten, das Beste der Feind der Besseren“ ist, stellte Karl Heinz Ritschel im Juli 1986 folgendes Szenario zur Diskussion: Da der Toskanatrakt ohne die „Landkartengalerie“, die der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollte, ohnedies zu klein sei, sollte das Museum samt seiner kunsthistorischen, historischen und archäologischen Teile in den Toskanatrakt einziehen. Den Rechtsgelehrten wies Ritschel einen Platz im Kieselgebäude zu. Es war Landeshauptmann Wilfried Hauslauer, der mich damals maßgeblich unterstützte und den Befürwortern eines Museums im Toskanatrakt auf mein Drängen hin eine klare Absage erteilte: „Ich bin nicht bereit, diese Pläne noch einmal umzustößen. Einmal muss eine Entscheidung fallen, zu der sich alle, die an ihrem Zustandekommen beteiligt waren und darum gerungen haben, bekennen müssen.“

Mein letzter Beitrag zum Altstadt-Universitätskonzept als aktives Regierungsmitglied bestand darin, dass ich mich im September 1989, wenige Tage vor meinem Rücktritt, in einer Regierungssitzung mit der eindringlichen Warnung verabschiedete, dass durch Ausgliederung der Juridischen Fakultät aus dem Konzept der Altstadt-Universität ein wesentliches Element im „Konzept der kurzen Wege“ verlorengehe und

114



Rudolfskai 1: 14. Dez. 1988 informiert LH-Stv. Radlegger die Öffentlichkeit von der programmmäßigen baulichen Fertigstellung des neuen Universitätshauses



Rudolfskai 2: Der damals ressortzuständige LH-Stv. Wolfgang Radlegger (rechts) mit Ing. Martin Windisch bei einer Baustellenbesichtigung im August 1987.

überdies der Bund nicht bereit sein wäre, einen Teil der Mehrkosten, die durch die Errichtung der Juridischen Fakultät an einem anderen Standort entstünden, zu tragen. Die daraufhin getroffene Entscheidung der Landesregierung, am Konzept der Altstadt-Universität und der Widmung des Toskanatrakts für die Rechtswissenschaft festzuhalten, wurde in der Universität verständlicherweise mit großer Freude aufgenommen.

Die lange Nutzung des Toskanatrakts durch die Habsburger sowie danach durch die Dienststellen der Polizei und die damit verbundenen Devastierungen und Umbauten führten bei der nun in Angriff genommenen Adaptierungen für Universitätszwecke zu erfreulichen Entdeckungen, aber auch zu unvorhergesehenen Schwierigkeiten: In der Residenz hatte sich mit der Familie Toscana ein habsburgischer Familienzweig angesiedelt, der biedermeierähnlich anstatt fürstlich leben, kleinere, aber beheizbare Stuben haben wollte. So wurden gewaltige Umbauten vorgenommen. Als auch hier Ämter, zum Schluss die Polizeidirektion, einzogen, wurden weitere denkmalschützerisch fragwürdige Adaptierungen vorgenommen: Offene Arkaden wurden zugemauert und prachtvolle Holztüren angesägt, um Rohrpostleitungen hindurchzuführen. Als sich zeigte, dass im Mauerwerk des Toskanatrakts prachtvolle Säulen einer Sala terrena steckten – um eine Säule war sogar ein Kamin gemauert worden – und die Nachforschungen ergaben, dass ein komplettes Geschoss eingezogen worden war und schließlich oberhalb einer abgesägten Decke die Fresken der Gewölbekappen zutage traten, war sofort klar, dass dieser prachtvolle Saal in der Manier der Spätrenaissance wieder in seinem alten Glanz erstehen sollte. Dann wieder waren es Jahreszeitenfriese im Trakt an der Sigmund-Haffner-Gasse, die sichtbar wurden, als man eine Decke durchschlug, und schließlich wurde die Landkartengalerie an der Churfürststraße entdeckt, die späterer Unverstand übertüncht hatte. Diese Landkartengalerie, deren Vorbild wohl in jener des Vatikans zu sehen ist, die Erzbischof Wolf Dietrich gekannt hatte und die er in seiner neuen Residenz auch verwirklichen wollte, ist neben jener in Rom ein einzigartiges Kunstwerk. Nördlich der Alpen ist keine Freskenmalerei in nur annähernd vergleichbarer Qualität bekannt.

Am 20. Mai 1992 erfolgte die offizielle Übergabe von der Landesbaudirektion an die Universität, womit der Studienbetrieb mit Beginn des Wintersemesters 1992/93 aufgenommen werden konnte.

Mit dem Auszug der Dienststellen der Finanzlandesdirektion aus den

116

drei Kapitelhäusern im Kaiviertel zum Jahresende 1987 konnten auch hier die Vorbereitungsarbeiten für die Generalsanierung und Adaptierung eingeleitet werden. Die Bauarbeiten wurden schrittweise begonnen, wobei die Fassadensanierung zweier Objekte bereits ins Jahr 1988 vorgezogen wurde. Auch hier war – wie beim Toskanatrakt – die Wiederherstellung der alten Substanz oberstes Gebot. Das begann im Kapitelhaus schon bei der Restaurierung des prachtvollen Steinportals mit den vielen Wappenkartuschen der um 1605 amtierenden Domherren. Arkaden zum Gartenhof hin wurden freigelegt und verglast und eine kleine Sala terrena ist mit ihrer Tropfsteingrotte – Stuck, Kieselsteinmosaik und Malereien – ein bezauberndes Dekor dieses Amtssitzes des Rektors. Auch in diesem Palais wurden die kleinteiligen Räume in die ursprünglichen Raumgrößen zurückverwandelt, wodurch im alten Kapitelsaal der Senatssitzungssaal etabliert werden konnte.

In der Domdechantei sind die Höfe in ihrer einstmaligen Schönheit wiedererstanden, weil die Architekten hässliche Einbauten von Wirtschaftsgebäuden herausgerissen haben. Holzdecken, Stuckdecken, verschiedene Fassadenmalereien und dergleichen mehr wurden restauriert.

117

Auch das Firmian-Salm-Haus, bis Mitte des 12. Jahrhunderts Spital des Domkapitels, welches Wolf Dietrich in das Nonntal verlegt hatte, um ebenfalls ein Kapitelhaus zu errichten (das schon 1693 in zwei Domherrenhäuser geteilt wurde, da es zu groß und die Erhaltung zu teuer war), stellte an die Architekten besondere Anforderungen.

Welches Resümee ist schlussendlich zu ziehen?

Mit der Übersiedlung geisteswissenschaftlicher Institute in den Uni-park Nonntal hat auch das langlebigste Provisorium ausgedient: Die Plattenbauten an der Akademiestraße gehören endgültig der Geschichte an und sind Gott sei Dank eingeebnet.

Wäre als Alternative zur realisierten Lösung eine Campus-Universität an welchem Standort auch immer entstanden, hätte das auch Vorteile gehabt. Die noch kürzeren Wege, besseren Erweiterungsmöglichkeiten, optimalen Raumnutzungen, die sensible Berücksichtigung von Menschen mit Beeinträchtigungen und studentische Einrichtungen seien hier beispielhaft genannt.

Alles in allem gilt, was Rektor Edgar Morscher und Karl Heinz Ritschel an Positivem ins Treffen geführten haben: „Durch ihre Widmung für die Universität konnten alle diese prachtvollen historischen Bauten,

deren Sanierung durch ihre frühere Nutzung jahrzehntelang blockiert war, endlich sachgemäß renoviert werden. Sie erstrahlen nun erstmals wieder in ihrem alten Glanz und werden durch die neue Nutzung mit Leben erfüllt und am Leben erhalten. Schon jetzt ist es ein unbestrittenes Faktum: Wir haben heute in Salzburg eine der schönsten Universitäten der Welt.“

„Heute besitzen wir durch die Restaurierung der Bauten und ihrer Funde kunsthistorische Spezialitäten von europäischem Rang. Die, man ist fast versucht zu sagen, feudale Restaurierung hat der Innenstadt Salzburg ein neues, edles Antlitz gegeben. Flächenmäßig ist damit die Universität im Stadtzentrum eine beherrschende Säule der Altstadt. Zur geistlichen und Mönchsstadt, zur Bürgerstadt und zum Festspielbezirk hat sich nun eine Universitätsstadt hinzugesellt, die unübersehbar ist. Diese Universitätsstadt beginnt mit dem Areal der Alten Universität zwischen Karajan-Platz, Hofstallgasse, Wiener-Philharmoniker-Gasse und Universitätsplatz, setzt sich fort mit dem kompletten Toskanatrakt, einem weiten Teil des Residenz-Hauptgebäudes sowie dem Wallistrakt der Residenz und schließt mit dem Kapitalhaus, der alten Domdechanterie und dem Firmian-Salm-Haus, einem Teil der Neuen Residenz mit der großartigen Max-Gandolph-Bibliothek, in der Telefoneinrichtungen eingebaut waren, ab. Es folgt die alte Gewerbeschule, und hinzu kommen einzelne ausgelagerte universitäre Einrichtungen und Institute.“

Gibt es denn keine Wermutstropfen, die die Freude trüben? Ist die Salzburger Altstadt auch wirklich Universitätsstadt? Wie groß ist die Salzburger Neugierde an ihr? Wo ist die studentische Jugend? Wo leben sie, die Studentinnen und Studenten, wo essen und trinken sie, wo unterhalten sie sich?

Betrachtet man die einstige Bürgerstadt und deren altstadtseitige Nervenstränge – die Judengasse, beginnend mit dem Waagplatz, gefolgt vom Alten Markt, der dann ansetzenden touristischen Hauptschlagader Getreidegasse und der abzweigenden Sigmund-Haffnergasse, so ist die Jugend weitestgehend „ausgespart“.

Dieser Bereich liegt im dominanten Schatten der Mozartkugel. Schokolade von Manner bis Rajsigl. Dazwischen Ostereier das ganz Jahr hindurch. Souvenirs und Kleider – vom Fetzen bis zur Haute Couture. Internationale Marken, die nicht die Rendite sondern die Adresse angeht hat. Einzig das Rathaus steht inmitten – unauffällig und ein wenig verloren.

Nordsee, Bosna, Pizza und Kebap und gehobene Gastronomie für den besonderen Gast.

Auch die Nebenadern wie Goldgasse, Brodgasse und Philharmoniker-gasse sind weitgehend touristisch versiegelt und Laufverbindung zwischen den Plätzen. „Triangel“ und „republic“ – ein paar Oasen gibt es noch.

Die Steingasse und die Herrengasse wären Rückzugsgebiete, aber sie dämmern dahin. So bleibt das studentische Leben weithin ausgesperrt durch Kirche, Kultur und Kommerz. Hier liegt vieles im Argen – hier gibt es noch was zu tun.

In zehn Jahren wird die Universität ihr vierhundertjähriges Gründungsjubiläum feiern – eine lange Unterbrechung ihrer Geschichte und die Gründe dafür hoffentlich nicht außer acht lassend. Salzburg sollte sich darauf besinnen, dass glanzvoller Raum, auf den stolz zu sein man sich recht gut versteht, zu wenig ist, um als Universitätsstadt Rang zu erwerben. Erst Leben außerhalb des Fremdenverkehrs bringt den alten Mauern die gebührende Farbe. Rupertikirtag und Christkindlmarkt sind falscher Schein, folkloristisch historisierende Bürgerwehren keine geeigneten Wächter. Vielleicht besinnt sich die Politik darauf und tut etwas. Es wäre das geeignete Jubiläumsgeschenk für unsere jungen Menschen.

Abbildungsvorschläge:

Im „Hochschülerheim Wolf Dietrich“ waren zunächst Institute der Philosophischen Fakultät untergebracht. (Kaindl-Hönig/Rischel, S. 106)